

# *Ziel ist ein schmerzfreies Lebensende*

## **Dr. Wolfgang Schwarz in Bardowick arbeitet mit sechs indischen Ordensschwestern**

Lüneburg. „Herr, lehre uns bedenken, damit wir sterben müssen, damit wir klug werden!“ – Die Worte aus dem 90. Psalm muten geheimnisvoll an, sollen dem Tod letztlich einen Sinn geben, wenn der Pastor in den Ankündigungen den Tod eines Gemeindemitgliedes vermeldet. Tod und Ewigkeit – das sind letzte Fragen, doch nicht nur Christen haben das Sterben zu bedenken. Der Tod kennt keine religiösen und konfessionellen Schranken, er macht jeden gleich und vor niemandem halt. In Bardowick, einem Domflecken in der Lüneburger Heide, haben sich die Anlieger im Schlöppenweg längst an das dunkle Auto gewöhnt, das seit September 1998 rund 90 Menschen aus dem Haus Nummer 8 abgeholt hat: Das ist die Adresse vom Hospiz St. Marianus.

Dort wird unter Aufsicht von Dr. Wolfgang Schwarz schmerzfrei und würdevoll gestorben. Fünf Millionen Mark Eigenkapital hat er in diese Einrichtung für Sterbensranke investiert und ist damit einen einzigartigen, zukunftsweisenden Weg gegangen. Die Behandlung im Hospiz richtet sich an den Grundsätzen der Palliativmedizin aus. Das Wort stammt aus dem Lateinischen und bedeutet soviel wie „Mantel der Barmherzigkeit“. In genau dieser Weise ist der Begriff zu definieren, diesen Mantel der Barmherzigkeit gewährt St. Marianus jenen, die unter einer unheilbaren Krankheit leiden. Ihnen soll unter optimaler, medizinischer Versorgung Lebenskraft, Trost und menschliche Nähe gegeben werden. Eigentlich klingt das selbstverständlich. Aber angesichts des allgemeinen Pflegenotstandes schrumpfen so große Worte wie Trost und menschliche Nähe vielerorts auf pure medizinische Versorgung zusammen.

Nicht so in St. Marianus. Auf Tag- und Nachtschichten verteilt, kümmern sich die Schwestern um ihre Patienten – eine Schwester auf zwei Patienten. Davon träumt mancher Patient in anderen Krankenhäusern. „Dieser Standart wäre mit normalem Pflegepersonal gar nicht zu halten. Unser As im Ärmel sind die sechs indischen Ordensschwestern, die nebenan im Kloster leben, das dem Hospiz angegliedert ist.“ So Dr. Schwarz. Er ist sichtlich stolz auf seine kleinen zierlichen Ordensschwestern, die allzeit freundlich und hilfsbereit sind.

Die Lebensqualität und das Wohlbefinden haben absolute Priorität im Hause. In der Praxis heißt das: Jede Injektion wird auf ihre Notwendigkeit hin überprüft. Der Patient kann tun und lassen, wozu er gerade Lust hat. Rauchen und Alkohol sind erlaubt, auch wenn den meisten Patienten verständlicherweise nicht danach ist. Das Essen wird individuell zubereitet, Sonderwünsche gerne erfüllt.

Der Tod in Frieden und Würde – liegt er im Sterben angesichts moderner Apparatemedizin, angesichts überforderten Pflegepersonals in den Krankenhäusern, angesichts der abnehmenden Bereitschaft junger Leute, ihre Alten zu Hause sterben zu lassen ? Sterben geschieht nicht im Angesicht pulsierenden Lebens; und wer diesbezüglich Fragen stellt, der stellt sie leise.

Eine gute Antwort auf solch eine Frage ist St. Marianus. Durchschnittlich drei Wochen verbringen die Patienten in dieser Oase der Ruhe, bevor sie endgültig die Augen schließen. Diese Zeit soll für sie so angenehm wie möglich gestaltet werden, und natürlich soll sie nicht durch Schmerzen getrübt sein.

Wer dem Tod so nahe ist wie die Patienten im Hospiz St. Marianus, der muß sich auch vor einer Medikamentenabhängigkeit nicht mehr fürchten. Deshalb werden schmerzangemessene Medikamente eingesetzt, beispielsweise Morphin. Angesichts der Diagnosen sind so starke

Geschütze auch angebracht. An oberster Stelle der Einweisungen stehen Tumorerkrankungen im Endstadium, aber auch Herzinsuffizienzen oder unheilbare neurologische Erkrankungen anzutreffen. Alles, was den Menschen umbringt, ist in diesem Hospiz zu finden.

„Viele Patienten können zunächst mit der Ruhe, die sie hier vorfinden, nichts anfangen. Sie warten förmlich auf schmerzvolle Torturen, sind hochtraumatisiert durch ihre bisherigen Erfahrungen in Krankenhäusern. Die meisten haben Chemotherapien, Operationen und schmerzliche Ärzte -Odyssees hinter sich. Sie können es gar nicht fassen, daß sie hier plötzlich in Ruhe gelassen werden.“ So Hausdisponator Peter Agge.

Der dreifache Vater aus Bardowick ist sozusagen die gute Seele des Hauses, ist Mädchen für alles. Sein Job läßt sich in kein vorgefertigtes Berufsbild quetschen. Er fährt einkaufen, wenn ein spezieller Essenswunsch geäußert wird. Angehörige finden in ihm einen sensiblen Gesprächspartner, können sich an ihn wenden, wenn sie mit der Situation des kranken Familienmitgliedes nicht fertig werden. Für seelisches Leid ist hier immer ein offenes Ohr zu finden, und oft ist die Konfrontation mit dem Tod eine neue, leidvolle Erfahrung für die Angehörigen.

Dr. Schwarz gehört sozusagen zum Inventar des Hospizes. Die Arbeitstage in seiner Adendorfer Praxis für Allgemeinmedizin hat er auf zwei Wochentage reduziert. Für den engagierten Arzt und katholischen Christen ist mit dem Bau dieser letzten Hoffnungsadresse für Sterbenskranke ein Lebenstraum in Erfüllung gegangen. Es dauerte einige Zeit, bis er ihn umsetzen konnte. „Leider wurde erst 1997 die gesetzliche Grundlage für die Übernahme der Kosten geschaffen. Vorher hätten die Patienten die Behandlung selbst bezahlen müssen. Außerdem brauchte ich eine Menge Geld für den Bau. Da kam mir das Vermögen meiner Eltern zugute, das sie mir über eine Schenkung zukommen ließen. So viel Glück haben nicht viele, die sich einen Traum verwirklichen wollen.“

Das dritte Problem der Planung bestand in der Finanzierung des hohen Pflegestandards. „Ich denke, daß jeder kranke Mensch, der sich zum Sterben legt, ein Anrecht auf Beistand hat. Allerdings ist das sehr personalintensiv. Die Lösung kam mit den sechs indischen Ordensschwestern. Zusätzlich haben wir noch sechs weitere Pflegekräfte, so daß für jedes der insgesamt zwölf Betten eine Schwester gerechnet wird.“

Viel Zeit verbringt der zweifache Adoptivvater mit seinen Patienten, führt ausführliche Gespräche mit ihnen und den Angehörigen. „Palliativmedizin sagt ja zum Leben und akzeptiert das Sterben als einen natürlichen Prozeß.“ Dr. Schwarz spricht nicht vollmundig über die letzten Dinge des Lebens. Statt Vollmundigkeit ist Behutsamkeit gefragt in den Antworten. An dieser Schnittstelle brechen die Grundfragen des Lebens auf, auch und gerade im religiösen Bereich. Selbst ein evangelischer Pastor, der seinen Familienangehörigen im Hospiz besucht, wird bescheiden: „Ist es wirklich weniger, wenn wir sagen: Wir dürfen die Hoffnung haben, daß der Gott, der uns hier in diesem Leben mit seiner Liebe und seinem Segen begleitet, auch an unserer Seite steht, wenn es gilt, Lebenstälern zu durchleiden, und daß diese Wegbegleitung Gottes nicht einmal mit dem Tod endet?“ Für Menschen, die der Kirche und ihrem Denken fernstehen, ist auch diese vorsichtige Antwort schon ein ganz schön dicker Toback.. Aber immerhin: Die Aussage ist in eine Frage gekleidet, regt zum Nachdenken an.

In St. Marianus darf über Religion gesprochen werden. Auch wenn das Hospiz eine katholische Einrichtung ist, wird die Konfession stets dezent im Hintergrund gehalten. Auf dem Grundstück des heutigen Hospiz war 1971 eine katholische Kirche errichtet worden. 1996 wurde sie abgerissen, Dr. Schwarz kaufte der Kirche das Grundstück zu einem eher symbolischen Preis ab.

Er mußte sich im Gegenzug aber verpflichten, eben an dieser Stelle wieder eine Kirche zu errichten und den sechs indischen Ordensschwwestern zu einem „Kloster“ zu verhelfen.

Deshalb ist es kein Zufall, daß in der Mitte des Hospizes eine Kirche zu finden ist – mit allem, was dazu gehört. Viermal täglich und einmal nachts wird sie zu den Stundengebeten von den Ordensschwwestern genutzt, die 1997 nach Deutschland kamen. Zunächst haben sie, auf zwei Hamburger Krankenhäuser verteilt, den hiesigen Pflegestandard kennengelernt und ihre Deutschkenntnisse erweitert. Seither krempeln die Trostspenderinnen in St. Marianus ihre Ärmel hoch. Im Domflecken grüßt man sie höflich, beobachtet interessiert, wie sie sich einen Gemüsegarten anlegen oder in ihrer Freizeit Ball über die Schnur spielen.

„Wohin gehen wir? – Immer nach Hause!“ So schreibt Freiherr Friedrich von Hardenberg, als Novalis in die Literaturgeschichte eingegangen. Er starb mit 29. Geburt und Tod sind die Tore des Lebens, doch sie sind zugleich Mysterien, greifen ins Metaphysische hinüber. Die Schwestern in St. Marianus bewältigen ihre Arbeit aus einem tiefen Glauben an Christus und die Auferstehung des Toten. Nur so können sie ihren Schutzbefohlenen jene Nähe und Wärme vermitteln, die gebraucht wird, ohne sich zu sehr auf den anderen Menschen einzulassen und bei dessen Tod „mitzusterben“.

Sie wissen den Verstorbenen in guten Händen und widmen sich deshalb nach sofort wieder neuen Aufgaben. Diese Eigenschaft macht sie zu einem starken Eckpfeiler im Pflgeteam. Denn die Aufgabe ist nicht leicht. Da werden schnell mal Fälle „mit nach Hause genommen“ – im Kopf, versteht sich. Der tägliche Umgang mit dem Tod wird eben nicht zu Routine, er bewegt die Pflegenden auch nach Feierabend.

Weil das so ist, nehmen die Mitarbeiter regelmäßig an Gruppengesprächen teil, und auch eine Supervision findet dann und wann statt. Das gesamte Pflgeteam hat sich in einem speziellen Kursus auf die Sterbebegleitung vorbereitet. Doch auch bei noch so guter Vorbereitung bleibt diese Arbeit eine tagtäglich Herausforderung.

Dieser Herausforderung haben sich viele Allgemeinmediziner bislang nicht oder nur teilweise gestellt. Dr. Schwarz hat nachzuarbeiten. Sein vorrangiges Ziel ist es, den Patienten nach Hause zu entlassen, damit er nach Erreichen der Schmerzfreiheit in gewohnter Umgebung zu Hause sterben kann. „Jeder Patient, so er denn über Schmerzen klagt, ist zwei Stunden nach seiner Einweisung schmerzfrei. Dafür sorgen wir!“ Dr. Schwarz weiß: „98 % der Krebspatienten mit Karzinomen können schmerzfrei gestellt werden.“

Das ist nun ein schwerer Vorwurf an seine Hausarztkollegen. Für die meisten von ihnen ist Schmerztherapie absolutes Neuland. „Jeder Hausarzt müßte in der Lage sein, eine vernünftige Schmerztherapie durchzuführen. Immerhin betreuen sie ja auch die Altersheime. Mit der Antwort ‘ Krebs tut halt weh ‘ sollte sich kein Patient mehr von seinem Arzt abwimmeln lassen.“ So Dr. Schwarz. Doch der Nachholbedarf ist nicht so schnell aufzuholen. In Deutschland gibt es nur einen einzigen Lehrstuhl für Palliativmedizin – in Aachen.

„Umsonst ist nicht einmal der Tod, denn der kostet das Leben.“ Der Volksmund schweigt nicht zum Sterben, und er wirft die Kostenfrage auf. Nein, dieses umsorgte Sterben im Hospiz St. Marianus in Bardowick ist nicht einer Elite vorbehalten, die mit Geldscheinen wedeln kann. Die Kosten werden voll von den Krankenkassen übernommen. Allerdings muß vom Arzt oder vom Krankenhaus eine Hospizbedürftigkeit festgestellt werden. Wer meint, er könne durch eine Unterbringung im Hospiz das teure Altersheim umgehen, der hat sich verrechnet.

Obwohl sich St. Marianus bereits bei einer Belegung von nur acht der zwölf Betten rechnet, gibt es weit und breit keine ähnliche Einrichtung in der Heide. Das nächst Hospiz ist in Hamburg zu finden, in ganz Deutschland sind 28. Die meisten verkommen allerdings mehr und mehr zu Altersheimen. „Wir sind das einzige Hospiz in Deutschland mit einem eigenen Arzt“, sagt Dr. Schwarz . Und er fügt leise hinzu: „Das ist nur möglich, weil ich mich privat engagiere. Sonst wäre es noch schwerer zu finanzieren!“

Bildunterschriften (Fotos bitte anfordern unter Tel. 0 41 78 – 81 90 01)

VERTRAUENSVOLL UMSORGT werden die Patienten in der Sterbeklinik St. Marianus in Bardowick. Dr. Schwarz Schwarz und eine Kollegin der Palliativmedizin teilen sich den Dienst rund um die Uhr. Indische Krankenschwestern übernehmen die Pflege.

ZEIT FÜR GESPRÄCHE ist immer da. Das Pflegepersonal ist im Zuhören bestens geschult.

EINLADEND ist die Sterbeklinik im Domflecken Bardowick gestaltet. Fotos: Doris Ritter

**Abdruck gegen hausübliches Honorar, Kto 11151453 bei der Sparkasse Lüneburg, BLZ 240 501 10**